

---

# Johnson-Jahrbuch

Band 6/1999

---

Herausgegeben von  
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

*Umschlagbild:* Andreas Lemberg, Uwe Johnson III, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*Johnson-Jahrbuch.* –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 1. 1994 –

ISBN 3-525-20905-3

© 1999, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. – Printed in Germany.  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

---

Helmut Frielinghaus

## *Ganzlin, Uwe Johnson-Straße 2*

---

Der Tagungsort war gut gewählt. Ganzlin liegt, eine knappe Autostunde von Güstrow entfernt, am südwestlichen Rand der Mecklenburgischen Seenplatte. Tatsächlich ist es von der kleinen Bahnstation nicht weit bis zur Südspitze des westlichsten der Seen. Der Reisende, der zum Morgenspaziergang das weitläufige Gelände des dortigen eleganten neuen Hotels verläßt, geht entweder unter Eichen und Buchen am Ufer des streckenweise von unzähligen altmodischen, grün gestrichenen Bootshäusern gesäumten Sees entlang, oder er erkundet den kleinen Ort Stuer, wo er auf mehrere verlassene, verfallende Ferienheime und auf ein gleichfalls aufgegebenes, dem See zugewandtes ehemaliges Herrenhaus mit einem Marmorengel im verwilderten Garten stoßen wird. Er braucht keine Zeitmaschine, nur das Auto, um aus der scheinbar so fernen Vergangenheit in die Gegenwart zurückzukehren. Gleich hinter den Bahngleisen von Ganzlin befindet sich ein modernes Gewerbegebiet, wo die Firma Fries, ein Holzgroßhandel aus Kiel, nach der »Wende« auf ehemaligem LPG-Gelände ihre erste Filiale in den neuen Bundesländern errichtete. Die Straße, die dorthin führt, heißt Uwe Johnson-Straße. Das lichte, architektonisch ungewöhnlich schöne Verwaltungsgebäude, eine langgestreckte Halle mit Büro-Kabinen in zwei Etagen, hat etwas von einem eleganten Schiff. Hier fand, vom 19. bis zum 21. Juni letzten Jahres, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Tagung »Uwe Johnson: Andere Prosa« statt, zu der die beiden Herausgeber des *Johnson-Jahrbuchs*, Ulrich Fries und Holger Helbig, eingeladen hatten.

Für die erfreulich vielen Studenten und jüngeren Wissenschaftler unter

den 45 Teilnehmern waren einige der Referate über die frühen Romane und Erzählungen Johnsons zugleich Unterricht in deutscher Nachkriegsgeschichte. Es waren diese Vorträge, die den Beobachter besonders interessierten, weil sie an etwas erinnerten, was in den letzten Jahrzehnten, zumal seit 1989, in Vergessenheit zu geraten droht: Johnsons Zeit, die, wie in Ganzlin auf vielfältige Weise betont wurde, Johnsons Stoff war.

Das Berlin der *Zwei Ansichten* gibt es schon ganz lange nicht mehr. Katja Leuchtenberger interpretierte den Roman als Darstellung einer historischen Situation (von 1961), als Bericht über die Lage in den zwei wie gelähmt auf die Mauer starrenden Städten Berlin. »Historisch ist aber auch die Situation der Krankenschwester im Ostberlin von 1961, die verbreitete bittere Stimmung, das blindwütige Verlangen aus dem Staat heraus, der Blick auf nichts als die Grenze, das Verhalten wie bei einer schweren inneren Verletzung«, hatte Johnson in seinem fingierten Interview selber kommentiert, den historischen Aspekt des Romans unterstreichend. Eine erfundene, konstruierte Liebesgeschichte, von Anfang an angelegt als ein Zeitdokument – »Nachrichten über die Lage an Hand einer Geschichte« (Johnson). Leider verhartete die Diskussion über das Referat dann doch wieder in der traditionellen, abschätzigen Haltung gegenüber diesem Roman.

Wolfgang Braune-Steininger skizzierte in seinem Referat »Karsch, und andere Prosa« die seltsame Entwicklung der deutschen Kurzgeschichte nach 1945: ein steiler Aufstieg unter dem Einfluß frisch importierter amerikanischer short stories, die gleich nach dem Krieg vor allem in Zeitschriften (zum Beispiel in der 1946 von dem jungen Verleger Ledig-Rowohlt begründeten *Story*) verbreitet und nicht nur von den ausgehungerten Lesern, sondern auch von deutschen Schriftstellern begierig gelesen wurden, dann der traurige Niedergang im Wohlstand der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre. Eine dramatische Karriere einer schönen Gattung – man denke an die Kurzgeschichten von Heinrich Böll und Wolfgang Hildesheimer, von Siegfried Lenz, Günter Grass, an die Erzählungen von Ingeborg Bachmann, etc., wichtige Stücke unserer Nachkriegsliteratur. Markiert der Niedergang der deutschen Kurzgeschichte, die ablehnende Einstellung gegenüber allen Erzählungen den ersten Anfang des heute beklagten veränderten Leseverhaltens?

Daß es die berühmte Stunde Null nach 1945 auch für den deutschen Literaturbetrieb nie gegeben hat, wissen wir seit langem. Einen weiteren Beweis erbrachte Roland Berbig mit seinem Referat über die Umstände der Verleihung des Fontane-Preises der Stadt Berlin an Uwe Johnson.

Berbig porträtiert die drei Juroren: Erhart Kästner, Joachim Günther, Kurt Ihlenfeld – drei konservative Schriftsteller, von denen nur Ihlenfeld ein Mann des (protestantischen) Widerstands gewesen war. Warum hat sich ausgerechnet Erhart Kästner, ein Schöngeist, der den Nazis zu Diensten gewesen war, so hartnäckig und beharrlich für Uwe Johnsons *Mutmassungen* eingesetzt? Schade, daß wir das nicht genauer erfahren haben. Wie weit waren es wirklich literarische, wie weit politische Gründe? Kästner, der laut Berbig Berlin »primär politisch wahrnahm«, der sich leidenschaftlich dagegen sperrte, daß ein Günter Grass in die Berliner Akademie aufgenommen wurde, entfaltete seinen Eifer für »diesen Jungen« Johnson 1960, also auf einem der Höhepunkte des Kalten Krieges und der Flüchtlingsströme. (Und in demselben Jahr, in dem die Bremer Günter Grass den Literaturpreis ihrer Stadt wieder absprachen.) Traurige Umstände bei der Verleihung eines angesehenen und verdienten Preises an eine, wie es in der Begründung heißt, »unverhoffte, bedeutende Stimme der Zone«.

»Was würde wohl geschehen, wenn ich den Preis ablehne?« Diese Frage, die Johnson sich damals einem Reporter der Bild-Zeitung gegenüber stellte, dürfte ihn noch einmal beschäftigt haben, als ihm 1975 der Braunschweiger Wilhelm Raabe-Preis zugesprochen wurde. In ihrem Referat über Johnsons Rede zur Verleihung konnte Nathalie Jückstock die ungute Geschichte dieses gleichwohl angesehenen und von angesehenen Schriftstellern angenommenen Preises (Ausnahme: Christa Wolf, die ihn ausschlug) schnell als Trauerspiel abhandeln. Aber: fühlte der Preisträger sich denn wirklich geehrt, als ihm bekrundet wurde, sein Werk (gemeint sind die *Jahrestage*) bewaise »den Fortbestand des epochalen traditionellen Romans? Nathalie Jückstocks Ausführungen über Johnsons Rede, sein Nachdenken – hier immer mit Sicht auf das »moralische Vorbild« Wilhelm Raabe – über die »ungeheure Verantwortung« des Schriftstellers, der »seinen Blick auf die Welt öffentlich anbietet«, wiesen auf eine grundsätzliche Haltung hin und zeigten zugleich, wie Johnson sich mit diesem schwierigen Preis arrangiert haben mag.

Matthias Göritz legte in seinem Vortrag über »die Ethik des Geschichtenerzählens in Uwe Johnsons *Mutmassungen über Jakob*« dar, wie sich aus der Analyse der erzählerischen Konstellationen Schlüsse auf die ethisch ausgerichtete Konzeption des Romans ziehen lassen und damit auf die Vorstellungen des Autors von der Verantwortung und Verpflichtung des Schriftstellers, wie Johnson sie später in Texten und Diskussionen mehrfach formulierte. Den durch die Kulturpolitik der DDR der Literatur zugewiesenen moralischen Auftrag nimmt Johnson ernst – und

lehnt ihn, was die Art und Weise der Ausführung betrifft, ab: Er wendet sich konsequent gegen die Verpflichtung auf eine durch das Parteiprogramm vorgegebene Wahrheit und stellt ihr die im Widerspruch dazu entwickelten eigenen Haltungen und Methoden bei der schwierigen Suche nach der Wahrheit entgegen. So entstand etwas damals gänzlich Neues. Aber der Autor riskierte viel: Sehr früh – er war knapp 25, als die *Mutmassungen* bei Suhrkamp in Frankfurt erschienen, knapp 25, als er 1959 nach Westberlin übersiedelte, 25, als er, nicht nur freundlich begrüßt, zum erstenmal in der Gruppe 47 las –, und sehr bewußt traf er eine grundsätzliche, weitreichende und sehr mutige philosophisch-literarische und damit auch politische Entscheidung, die für ihn und sein Schreiben lebenslange Folgen haben sollte.

Wie weit kann Literaturwissenschaft das in der Vergangenheit Entschwindende festhalten und dem Lesenden nahebringen, zum Beispiel ein Bild von den Lebens- und Zeitumständen, unter denen ein nicht mehr lebender Schriftsteller schrieb – in diesem Fall einer, der schreibend Erinnerung wachhalten und Erinnern provozieren wollte? Der kategorischen Ablehnung des allwissenden Erzählers liegt die schmerzhafteste Erfahrung der verordneten Wahrheiten und der »Allwissenheit« zweier Diktaturen zugrunde. Wenn, wie immer wieder erwähnt wurde, Johnson beharrlich und betont von Personen statt – wie die Literaturwissenschaftler – von Figuren sprach, dürfte das nicht zuletzt damit zusammenhängen, daß er noch im Ohr hatte, wie mit dem Wort Figur Menschen von den Nazis lächerlich und verächtlich gemacht worden waren, was viele, nicht nur ihn bewog, es für sich ein für allemal durch die Wörter Personen oder Gestalten zu ersetzen. Die radikale ethische Konzeption und die Folgen für sein Schreiben: es war sicher beides, was den *Mutmassungen* auch in Westdeutschland viel Ablehnung einbrachte.

»Philologie läuft für Johnson auf Geschichte hinaus«, erklärte Holger Helbig in seinem Vortrag »Über die ästhetische Erziehung der Staatssicherheit in einer Reihe von Thesen«, in dem er die *Mutmassungen* abgrenzt von Klischeevorstellungen, mit denen der Roman in Westberlin prämiert und westlich der Mauer gelesen wurde. »Johnson liest Schiller«: spätestens wenn Helbig – Johnson und Schiller (und Brecht) nebeneinander lesend und kommentierend – zu dem Gespräch zwischen Rohlf's und Jakob kommt, in dem Jakob, Schillers Frage abwandelnd, sagt: »Soll einer sich selbst versäumen über einem Zweck«, wissen wir, daß so, wie Helbig es hier demonstriert, die *Mutmassungen* nur von jemandem gelesen und verstanden werden konnten, der die DDR von innen erlebt hat oder die Probleme »in der Erfahrung« kennt. Die Unterschiede in der

Wahrnehmung von Literatur, auch die möglichen Mißverständnisse haben etwas Erschreckendes. Es war schön, wie die aus so unterschiedlichen Voraussetzungen entwickelten Vorträge von Göritz und Helbig sich ergänzten. Und es war bedauerlich, daß die Diskussion, zu der Helbig ermuntert hatte, nicht zustande kam. Die erhofften Gespräche wurden außerhalb des Tagungsraums in Grüppchen geführt.

Thomas Schmidt erwähnte in seinem Vortrag über die Bedeutung der Jahrestage bei Uwe Johnson eine – eigentlich komische, zugleich aber eine riesige Kluft aufscheinen lassende – Episode: »Wissen Sie, was für ein Tag heute ist?« fragt Johnson Ende der siebziger Jahre Eberhard Fahlke bei einem Treffen. Und als Fahlke, etwas verdutzt, Heinrich Bölls Geburtstag erwähnt, erklärt Johnson: »Nein, das meine ich nicht, heute ist der hundertste Geburtstag von Herrn Dschugaschwili.« Die kleine Geschichte zeigt, wie die unterschiedliche Identifizierung eines Datums zwei Menschen trennen kann, sie unversehens in ganz verschiedenen Zugehörigkeiten zeigt. Die offiziellen und die privaten Jahrestage beschwören Erinnerungen, aber die verordneten lösen oft auch ein anderes als das verordnete Gedenken aus. Schmidt sieht eine der Ursachen für die häufige Verknüpfung fiktionaler Ereignisse mit kalendarischen Daten in Johnsons Werken in Erfahrungen, die der junge Johnson in der nationalsozialistischen Erziehungsanstalt und in der Schule des Sozialismus machte. (Wenn in der Erzählung *Osterwasser*, von der Thomas Schmidt ausging, Gesine Cresspahl nach der Rettung durch Jakob »in das schwarzklares Wasser bis an die Schultern« steigt, muß man dann nicht vermuten, daß Johnson, neben dem heidnischen Brauch des Osterwasserholens, auch die alte Form der »erlösenden« christlichen Taufe vor Augen hatte, die aus dem Täufling einen »neuen Menschen« machen soll?)

Das, was man in anderen Zusammenhängen gern den »Festvortrag« nennt, steuerte der aus London angereiste Germanist und Literaturwissenschaftler Robert Gillett bei: ein brillantes Feuerwerk unter dem Titel »Berliner Sachen, von England aus gesehen«. Im vorgeblichen Plauderton gab er den gebannt zuhörenden Johnsonforschern ein Beispiel für die Behauptung, der fremde Blick sei oft der genauere. Scharfzüngig und Seitenhiebe austeilend präsentierte er Details aus den verschiedenen Aufsätzen des Bandes, so daß thematische und erzählerische Zusammenhänge augenfällig wurden. Was in Deutschland wie eine Sammlung von Gelegenheitsarbeiten aussah, ist von England aus gesehen ein Buch.

Gelassen und mit der an Johnson geschulten ausführlichen Genauigkeit, die, wie man in Ganzlin wieder sehen konnte, notwendig ist, wenn

es darum geht, nicht nur Vergangenes zu vergegenwärtigen, sondern vor allem falsch Überliefertes zu berichtigen, beschrieb Jürgen Grambow aus genauer Kenntnis die Situation, die Konstellation von Personen und Mißverständnissen, die einst zur Ablehnung des *Babendererde*-Manuskripts durch den Aufbau-Verlag führten. Sein Vortrag, der auch am Anfang der Tagung hätte stehen können, erhellte ein kleines, aber doch exemplarisches Stück deutscher Literatur- und Teilungsgeschichte, und wer sich darauf einließ, hätte am Ende von dem Erzähler Grambow gern mehr gehört, über das weitere Schicksal des Schriftstellers Wolfgang Weyrauch, zum Beispiel, über die weitere Entwicklung in den Verlagen, so wie er, der ehemalige Lektor, sie erlebt hat, oder über seine eigenen Bemühungen um Johnson in den Zeiten der DDR.

Für den unter die Literaturwissenschaftler geratenen Leser und Beobachter, der manchmal Mühe hatte, der Sprache und Argumentation der Fachleute zu folgen oder den Schriftsteller Johnson und sein Werk in den Beiträgen zum Vorschein kommen zu sehen, war es bedauerlich, daß »der germanistische Außenseiter«, wie Grambow den Gastgeber Ulrich Fries in seiner Rowohlt-Monographie über Johnson freundlich genannt hat, sich auf die Begrüßung und Verabschiedung der Teilnehmer beschränkte. Wer wollte, konnte Fries in Ganzlin statt dessen in seinem anderen Beruf erleben: der dortige Betrieb beschäftigt 84 Mitarbeiter – manche sprechen mit respektvoller Lässigkeit vom »Doc«, wenn sie den Chef meinen. In seiner Doppelrolle praktiziert Fries Zukunft: In den USA, wo er sich auskennt, findet schon lange kein kulturelles Ereignis mehr ohne Förderung durch private Sponsoren statt. Im wie für die Tagung geschaffenen Konferenzraum in Ganzlin hing – »nein, nicht nur während der Tagung«, wie ausdrücklich versichert wurde – neben einer schönen *Marilyn* von Andy Warhol das Porträt *Uwe Johnson X* (Öl auf Leinwand), das auf dem Einband des *Johnson-Jahrbuchs* 5/1998 wiedergegeben ist.

*Helmut Frielinghaus*, 234 Thompson Street, Apt. 10, New York,  
N.Y. 10012